

**Zeitschrift:** Thurgauer Jahrbuch  
**Band:** 14 (1938)

**Artikel:** Alfred Huggenberger  
**Autor:** Kägi, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-700576>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Überlieferung zuschreibt, erst in den Zeiten um die Morgartenschlacht herum gewannen, dann müßten wir die Zähne zusammenbeißen und uns mit Anstand der Ehre unterziehen, Landsleute des grimmen Tyrannen zu heißen.

#### Benützte Quellen und Darstellungen

Thurgauisches Urkundenbuch. — T. Schieß, Quellenwerk zur Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft. — W. Oechsl, Quellenbuch zur Schweizergeschichte. — Siebzehn Beschwerdeschriften usw. in: Archiv für Schweizerische Geschichte 6. — Die Chronik des Weißen Buches von Sarnen, herausgegeben von F. Vetter, in: Schweizerische Rundschau 1891. — Etterlin, Kronika 1507. — Stumpf, Chronik 1548. — Aus dem Jahrbuch von Küssnacht (Schwyz), in: Anzeiger für Schweizerische Geschichte 7. — Bucelinus, Constantia Rhenana 1667. — Tschudi, Chronicon Helveti-

cum 1734. — Leu, Helvetisches Lexikon 1754. — Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. — E. L. Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte 1877. — R. Durrer, Die ersten Freiheitskämpfe der Urschweiz, in: Schweizer Kriegsgeschichte 1. — A. Heusler, Schweizerische Verfassungsgeschichte. — P. Büttler, Die Freiherren von Bußnang und von Griesenberg, in: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 43. — K. Meyer, Die Urschweizer Befreiungstradition. — Schweizergeschichten von Johannes v. Müller, J. Dierauer, E. Gagliardi, H. Nabholz. — A. Brackmann, Neue Forschungen zur Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft, in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 46. — H. Nabholz, Les origines de la confédération suisse d'après des travaux récents, in: Etrennes Genevoises 1929. — H. G. Wirz, Vom Ursprung der Eidgenossenschaft, in: Der kleine Bund 1924. — L. Weisz in NZZ. 1925, Nrn. 482, 491, 494; 1936, Nummern 1288, 1318.

Die Abbildungen 2, 3, 5 sind dem Entgegenkommen der Staatsarchive Obwalden, Luzern und Aargau zu verdanken.

## Alfred Huggenberger

Von Hans Kägi

Am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1867 ist in einem der drei Kleinbauernhäuser des zürcherischen Gehöftes Bewangen an der thurgauischen Grenze ein Knabe zur Welt gekommen, dem sich niemand Ruhm und Würden zu weissagen getraut hätte. Frau Sorge erzog im engen Hause des Salomon Huggenberger zur Bescheidenheit. Der Gewerbe war klein; das Land auf der breiten Mulde des welligen Hügelrückens zwischen dem Schauenberg und dem Thurtal, wo Alfred Huggenbergers Vorfahren seit 1630 durch sieben Generationen hindurch die Höfe Samuelsgrüt und Bewangen bewohnten, ist alter Bauernboden, nicht reich, gleichwohl ernährt er den fleissigen Bebauener. In seinen jungen Jahren mußte sich Alfred Huggenbergers Vater neben der Bauernarbeit zeitweilen die Mittel zur Erweiterung seines Gütleins in der Indienstgedruckerei Islikon verdienen. An ihn hat der Sohn gedacht, als er später in einer Früherzählung schrieb: «Er hat wohl auch einmal eine Sehnsucht im Herzen gehabt, wenn er einen Berg sah und die Sonne darauf leuchten. Aber das Joch war zu schwer.»

Das Bild der Mutter stand dem Dichter vor Augen, so oft er eine wackere Helferin, eine jener prachtvollen Frauengestalten beschrieb, die als mutige Dulderinnen die Last ihrer Familie tragen und der Not wie dem Bösen rechtschaffen wehren. Mutter Anna Margaretha Huggenberger hat trotz Sorg und Ungemach «das Lämpchen des Glückes in der Seele» ihrer acht Kinder wachgehalten. Sie, als den guten Geist des Hauses, ehrt das Gedicht:

«Sie müht sich ohne Ende  
Und gibt und gibt und bleibt doch reich.»

Der Landmann Huggenberger hat dem Dichter Huggenberger ein Leben vorgelebt, das schon zu be-

sonderer Achtung berechtigt. In zäher Kraft und mit weitzblickendem Sinn nahm Alfred Huggenberger zuerst Hacke und Spaten fest in die Hand.

Nach dem Besuch der Alltagsschule in Gachnang war er den Seinen in Feld und Stall eine verlässliche Hilfe. Während er noch in die Nachtschule ging, gelang es ihm, ein erstes Stück Land zu erwerben, das er in saurer Arbeit zu drainieren begann. Bald überließ der Vater dem zugriffigen Sohne die Führung des Gewerbes. Allmählich vermochte der überall Beachtliches schaffende junge Bauer das Besitztum auf gegen siebzig Juchart guten Bodens und mehr als dreißig Stück Großvieh zu vergrößern. Ein gepflegter Wald und eine Reihe selbstaufgezogene Obstbäume waren sein Stolz.

Als Fünfunddreißigjähriger führte er im Jahre 1903 in einer wackeren Bauerntochter aus dem mittleren Thurgau eine verständnisvolle Lebensgefährtin heim. Sie stand Alfred Huggenberger nicht nur bei der bäuerlichen Arbeit unermüdlich zur Seite, sie begleitete ihn auch mit verehrensweisem Feinsinn und mit Opferwilligkeit auf seinem Pfad ins Schrifttum. Bedeutet ein solcher Aufstieg schon für einen Geschulten Mühseligkeit, um wie viel schwerer ist es einem Hofbauern gemacht, der sich erst aus Einsamkeit, Sorg und Erde herauschaffen muß! Begabung allein gestaltet noch kein Werk. Ohne zäh ausdauernde Willenskraft erfüllt auch ein Berufener auf die Dauer den Beruf des Dichters nicht. Nach seiner Bewährung als Landwirt hat sich Alfred Huggenberger als Dichter ebenso behauptet.

Klug bedacht blieb er dabei in klarer Selbstbeschränkung seinem räumlich engen, ländlichen Bereiche treu. Nur in den Märchen seiner drei Kinderbücher läßt er die Phantasie bisweilen über Acker und Wiese, Wald und Feld hinaus ins Ferne schwei-

fen. Sonst aber wurzeln seine Erzählungen und blühen seine Gedichte ausnahmslos auf heimatlichem Bauerngrund. Unerschöpflich scheinen diese Quellen seines Stoffes. Ob auch bereits fünf Romane und zweiundvierzig in sieben Bände vereinigte Erzählungen sein Werk füllen, wiewohl vier Gedichtbücher die poetische Ernte bergen, Märchen und humoristische Romanzen sich beigesellen, Bühnenstücke in großer Zahl hinzuzurechnen sind, dieser heimatliche Quell ist noch nicht erschöpft.

Seine Motive hat Alfred Huggenberger aus erster Hand. Wohin uns seine Dichtung auch lenkt, stets spürt man die Quellenreinheit seiner Gaben, wie sie nur ein aus eigenem Erleben zur schöpferischen Tat Berufener zu schenken hat. Auch den überall durchschimmernden Optimismus, diesen wesentlichen Anreiz, verdankt er der Erfahrung. Alfred Huggenberger hat erlebt, wie die Natur jede Wunde, die sie schlägt, von selber wieder heilt. Diese Erkenntnis bestimmt und vertieft seine Weltanschauung.

Das Geschenk der Musen ist dem Hofbauernknaben nicht wie ein reifer Apfel zugefallen. Die Not im Elternhaus gebot dem lernbegierigen Zwölfjährigen den schmerzlichen Verzicht auf einen weiteren Alltagsschulbesuch. Sie nahm dem «von einer wütigen Lesesucht besessenen» Burschen immer wieder Buch und Bleistift aus der Hand. So viele Bücher er aus den Bibliotheken von Winterthur und Frauenfeld auf seinen Berg hinaufschleppte, wie unersättlich er sie abends nach getaner Feldarbeit auch durchstudierte, immer wieder befahl die Ackerfron ihn in ihr Joch. Bis tief ins Schwabenalter hinein lastete diese Gebundenheit auf ihm. Die Erinnerungsblätter «Die Brunnen der Heimat» überliefern, wie schwer sein Tagwerk, wie unerbittlich seine Schollenpflicht ihm ward. «Während die eine von meinen zwei Seelen sich im wollüstigen Verlangen an Wunder und Weite verlor, blieb die andere der kargen Heimaterde fest verbunden.» Gleichwohl ist er dem Schicksal dankbar, das ihn an die Erde und in den Frieden des weltabgeschiedenen Bauernhofes bannte.

Mit Gedichten und kleinen Theaterstücken für ländliche Liebhaber Bühnen wagte sich Alfred Huggenberger zuerst in den Kreis seiner Dorfgenossen. Später drängte ihm die durch die Lektüre geschärfte Erkenntnis die Feder in die Hand, daß die damalige Bauernerzählung die Wahrheit bisweilen nicht sehr genau nahm. Lange zwang Alfred Huggenberger die Lust des Dichtens nieder, bis er 1908 sein großes Gut in Bewangen mit einem kleineren im benachbarten Gerlikon vertauschte, um zum Schreiben mehr Zeit zu gewinnen.

So zäh wie er dem Boden die sorgenbannende Kraft abgerungen, so ernst nahm es Huggenberger mit der Dichtkunst. «Es dauerte lange», so erzählt er, «bis ich den Ausdruck für das fand, was mir am nächsten lag . . . Die Stoffe sind schwer zu bewältigen wie die Erde, auf der sie stehen.» Weit war der Weg von den volkstümlichen ersten Gedichten und den heimatkundlichen Legenden oder den gereim-



ten Sagen in dem Bändchen «Lieder und Balladen» (1895) und den «Reiterliedern» des forschenden Dragoners bis zu den an Gehalt und Ausdruck reichen Sammlungen heimatlicher Poesie: «Hinterm Pflug» (1908), «Die Stille der Felder» (1913), «Lebens-treue» (1923), die in immer wieder frischer Anmut für den Segen der Vertiefung in die Wunder einer engumzirkten Heimat zeugen.

Ebenso achtbar ist sein Anstieg als Erzähler. Waren schon die Geschichten von den «Kleinen Leuten» (1910) und die Dorfnovellen «Ebenhöch» (1911) von ansehnlicher Kraft anschaulicher Darstellung, so bereicherte der Roman «Die Bauern von Steig» (1912) die schweizerische Erzählung mit bedeutendem Zuwachs an charakteristischen Gestalten ländlicher Schicksalsträger. «Die Dorfgenossen» (1914), «Die Geschichte des Heinrich Lentz» (1916), die Heubühnenerzählungen «Die heimliche Macht» (1919), der vom reinen Gefühl durchglühte Roman «Die Frauen von Siebenacker» (1925), die Geschichten, die im «Kampf mit dem Leben» (1926) die ostschweizerische Bauernchronik gewichtig ergänzten, bekunden auch in formaler Hinsicht eine Entwicklung. In den Bekenntnissen und Erinnerungen «Die Brunnen der Heimat» (1928), den von Heimatglauben veredelten Novellen «Liebe Frauen» (1929), dem ins Mythische erhobenen Bergbauernroman «Der wunderliche Berg Höchst und sein Anhang» (1932), überall offenbart sich künstlerische Reife. Der Roman «Die Schicksalswiese» beweist,

daß der Siebzigjährige noch immer die Kraft meistert, die dämonischen Einflüsse von Grund und Boden auf ganze Familien und Generationen zu schildern, wahr und zugleich mit den Stimmungswerten dichterischer Beleuchtung.

Aus Alfred Huggenberger hat der schlichte Landmann zum erstenmal von Seinesgleichen erzählt. Es geschah von Anfang an mit der ganzen Kraft eines sich der besondern Aufgabe bewußten Dichters. Er wollte uns das Eigentümliche des Bauern nicht nur am grauen Gewand oder am sorgengefurchten Antlitz erschauen lassen. Er durchleuchtet die Seele des Menschen bis in die geheimen Falten hinein:

«Kraft der Tiefe fließt in unser Sein,  
Rätselkraft der schweißgedüngten Erde . . .»

Sein Werk beglaubigt die Wirkung solcher geheimnisvoller Ströme.

Wunderbar erscheint dieses Reifen. Von Buch zu Buch wird Huggenbergers Ausdruck reicher und geklärt. Vom berichtenden Stil seiner frühesten Novellen und von den Beschreibungen drang er bis zur dichterischen Darstellung, wo er die Gestalten, ja ganze Gemeinden mit wesentlichen Strichen durch ihr Tun und Trachten — mit Vorliebe durch ihre Beziehungen zu Grund und Boden — charakterisiert. Immer sinnreicher beeinflußt auch die Landschaft das Schicksal ihrer Bewohner.

Was aber blieben diese erdgebundenen Dichtungen ohne das Ethos, das Huggenbergers Werk die

persönlichste Prägung verleiht? Überall in diesen Geschichten waltet eine sittliche Kraft, und wäre es auch nur als Mahnung zur Ehrfurcht vor der Kreatur oder vor dem Vatergut und zur Andacht eines überlieferten Brauches! Meist jedoch dringt sein schöpferisches Verlangen tiefer: er läßt uns zum Segen der Scholle, in die Frucht des Arbeitsfleißes, in die Weisheit der Einfalt oder in die Kraft der Treue Vertrauen finden. Er offenbart uns auch an den Geringen, den Enterbten, den Schwachen wie an den Stolzen und Lebenstüchtigen, am Träumer wie am klarberechnenden Bauern, namentlich an den Mädchen und besonders an den Müttern einen warm glimmenden Funken reinen Menschentums. Mehr als ein ephemeres Zeitproblem gilt ihm ein ewiger Lebenskonflikt. Vor allem der alte Erbwist des mit der Erde ringenden und sie gleichwohl über alles liebenden Bauern hat es Alfred Huggenberger angetan. Immer deutet er den tiefen, weisen Sinn der Tradition und der Schollenverbundenheit: «Ererbtes Gut verpflichtet!» heißt es bei ihm. Sein Kernspruch lautet:

«Die Erde ist stark, kein Riese zerbricht  
das Band, das ihn heilig mit ihr verflucht.»

Wer so die Erde liebt wie er, den muß auch das Volk lieben, das mit der Heimat verwurzelt ist. Zu Fest- und Feiertagen ist uns Alfred Huggenberger ein Mahner, dem wir vertrauen, weil er uns ein Leben der Tat vorbildlich vorgelebt hat: als Landmann und als Dichter.

## De Dorfheiri

Von Alfred Huggenberger

Wo de Heiri Gnehm z'Läublischwyl i der dritte Klaß g'sy ist, händs emol müese-n-en Ufsätzli mache übers Dorf. Er häts blos uf fuf oder sechs Zyle 'procht, aber er hät g'funde, es tüegs a dem. Z'erst ist en Tolgge cho und nochane de-r-Ufsatz:

«Läubliswyl ist das schönste Dorf auf der Welt. Das Wirtshaus heißt zum Ochsen, weil es oben an der Türe ein hölzerner Stier hat wo mit Gold angestrichen ist. Der Kirchturm ist nicht so gar hoch aber dafür dicker.»

De Lehrer Schäppi hät müese-n-e Lächle vertrucke, wo-n-er dä Vers g'lese hät. «Du, Heierli — häst du i dim Lebe-n-au scho e Dorf g'seh ohni Läublischwyl?»

Dem Heiri ist die Frog schier echli tumm vorcho. «Naai — — worum . . .?»

«Aber los — wieso chast du denn säge, daß ües 's schönst sei?»

Dasmol hät de Heiri de Rank zum Ränke g'schwinder g'funde. «Hä — wenss doch de Vater g'sait hät . . .!»

Uf das abe hät em de Lehrer d'Hand uf sin Strubelchopf g'lait. «Wenns es o o ist, wä-mer der din Pricht eh gelte loh.»

Die Jahr sind dänn ume g'gange, us em Heierli ist als gmach en Heiri worde. 's Lebe hät en i d'Schuel gnoh, und er hät en willige Lehrbueb abg'gäh; er hät sich sogar das und dieses abgewöhnt, wo noch siner Meinig 's Abgewöhne wert g'sy ist. Aber ei Sach und ei Wese hettid em weder de Liebgott no der Ander, wo-n-em jez de Name nid wott säge, jemols chöne usem Chopf und us der Seel use näh: er hät noch wie vor behauptet: E Dorf wie Läublischwyl findet er nüme, er chönd laufe so wit de Himmel blau ist! Wer das hüt nid erlickt, dä ist nonig alt g'nueg, und wenn er alt g'nueg wird, ohni gschyd g'nueg z'werde, dänn cha desäb 's Zitlech segne, ohni daß nochher ein zwenig ist.

De Heiri ist mit sinere Meinig nie hinderem Gartemüürli hine g'hocket, nei, er hät sich zu sim Glaube bekenn t, g'haue-n-oder gstoche. Sogar dem Gmeindrot Banteli ist er emol scho als Zwanzg-